

Matthieu Gillibert: «Rassismus braucht keine explizite Ideologie, um zu wirken»

Wer Rassismus bekämpfen will, muss ihn beim Namen nennen. Das sagt Historiker Matthieu Gillibert. Er ist Co-Leiter einer Nationalfondsstudie zur kolonialen Vergangenheit von Neuenburg und beschäftigt sich mit Rassismus im kommunistischen Osteuropa.

Regula Saner

Freiburg Aktuell findet im Kanton Freiburg die 15. Woche gegen Rassismus statt. Sie steht unter dem Fokus «Rassismus und Körper».

Matthieu Gillibert, wir schreiben das Jahr 2026 – brauchen wir eine Woche gegen Rassismus mehr denn je?

Ja, definitiv. Aktuelle Umfragen belegen, dass Rassismus in unserer Gesellschaft nach wie vor ein gravierendes Problem darstellt. Wir sprechen heute von strukturellem Rassismus.

Was heisst das?

Es handelt sich um Mechanismen, die eine auf der Rasse basierende Hierarchisierung aufrecht erhalten. Sie begünstigen Diskriminierungen, bei denen bestimmte Gruppen – zu denen auch ich gehöre – strukturell und institutionell in einer privilegierten Lage sind, und andere Gruppen unter Herabwürdigung, Unterdrückung oder sogar Gewalt leiden.

Wie zeigt sich das konkret?

Er zeigt sich nicht nur im rassistischen Profiling, sondern auch in räumlichen Ungleichheiten. In bestimmten Stadtteilen leben beispielsweise überproportional viele People of Color, was auf ungleiche Zugangschancen beim Wohnraum hinweist. Beim Zugang zur höheren Bildung zeigen sich Ungleichheiten, die eng mit der ungleichen Verteilung von nichtfinanziellen sozialen Vorteilen zusammenhängen. Darüber hinaus belegen Studien und Umfragen auf Schweizer Ebene, dass Stereotype, die mit Namen oder Hautfarbe assoziiert werden, nach wie vor verbreitet sind und zu Diskriminierungen führen. Zu dieser rassistischen Diskriminierung kommen oft noch wirtschaftliche oder geschlechtsspezifische Diskriminierungen hinzu.

Ist Rassismus heute weniger offen sichtbar als früher?

Es stimmt, dass seit 1945 die Bekämpfung von Rassismus gewissermassen zur demokratischen Norm geworden ist. Die Vorstellung biologisch unterscheidbarer menschlicher Rassen wurde von der Wissenschaft weitgehend verworfen – massgeblich durch die Erfahrung des Holocaust –, auch wenn Systeme wie die südafrikanische Apartheid diese Idee einer Rassenhierarchie noch lange aufrechterhalten haben. Öffentliche Diskurse, die Rassen nach Über- und Unterlegenheit einteilen, sind heute politisch nicht mehr salonfähig. Dennoch wirkt das Erbe des Rassismus fort: Er ist weniger sichtbar, aber nicht weniger real.

Würden Sie sagen, dass sich der klassische, offene Rassismus heute eher in den sozialen Netzwerken manifestiert?



Matthieu Gillibert ist Professor für Zeitgeschichte an der Uni Freiburg.

Bild: stemutz

Soziale Netzwerke verstärken die in der Gesellschaft vorhandenen Diskriminierungen – sei es aufgrund von Herkunft oder Geschlecht – erheblich. Sie spiegeln diese Diskriminierungen nicht nur wider, sondern potenzieren sie. Dabei sind soziale Netzwerke keine neutralen Plattformen: Sie befinden sich im Besitz von Personen, die bestimmte politische Positionen vertreten. Schaut man sich an, wer diese Netzwerke kontrolliert, so sind es überwiegend weisse Männer, die rechtspopulistischen Strömungen nahestehen oder diese aktiv unterstützt haben, wie im Fall von US-Präsident Donald Trump.

Welche Folgen hat dies?

Diese Eigentümerstruktur beeinflusst die Moderationspolitik erheblich: Inhaltskontrollen werden zurückgefahren, was einer nahezu unbegrenzten Redefreiheit Vorschub leistet. In Verbindung mit der Möglichkeit zur Anonymität entsteht ein Raum, in dem Hassäusserungen weitgehend ungestraft verbreitet werden können – trotz bestehender Gesetze, die dies eigentlich verhindern sollten.

Das Thema der kantonalen Aktionswoche gegen Rassismus ist «Körper». Besteht nicht die Gefahr, dass durch die Betonung körperlicher Merkmale Rassismus eher verstärkt als bekämpft wird?

Das ist ein grundlegendes Dilemma. Nach 1945 entstand die Tendenz, Rassismus totzuschweigen – nach dem Motto: «Wer nicht mehr darüber spricht, schafft ihn ab.» Doch wie die anhaltenden Diskriminierungen zeigen, ist das ein Trugschluss. Ich bin der

Überzeugung, dass es notwendig ist, die Dinge klar zu benennen, um sie analysieren und überwinden zu können.

Wie genau soll das gehen?

Es geht darum, die Verbindung zwischen historisch konstruierten Hierarchisierungssystemen und physischen oder kulturellen Merkmalen sichtbar zu machen und kritisch zu hinterfragen. Dabei ist ein begrifflicher Unterschied wichtig: Biologische Rassen existieren nicht – das ist wissenschaftlicher Konsens. Was es jedoch gibt, sind Prozesse der Rassifizierung. Das sind soziale Zuschreibungsmechanismen, durch die bestimmten physischen und kulturellen Merkmalen Werturteile zugewiesen werden. Diese Prozesse haben eine lange Geschichte und wirken bis heute. Genau deshalb ist es wichtig, sie zu benennen und analytisch zu durchdringen – nicht um Rassen zu konstruieren, sondern um ihre Konstruktion zu dekonstruieren.

Woher kam die Idee, Menschen in Rassen einzuteilen?

Die Vorstellung, dass manche ethnische Gruppen von Natur aus besser oder schlechter seien als andere, existierte schon vor den pseudowissenschaftlichen Rassentheorien des 18. und 19. Jahrhunderts. Bereits in der Antike wurden physische Merkmale zur Diskriminierung herangezogen. Dieses Phänomen war in der Zeit der Kreuzzüge besonders ausgeprägt. Ab dem 16. Jahrhundert intensivierte sich dies. Einerseits mit der Reconquista auf der Iberischen Halbinsel, die zur Vertreibung von Juden und Muslimen führte, andererseits

mit der europäischen Expansion in andere Kontinente. Zunehmend wurden Hierarchien zwischen Menschengruppen als naturgegebene, biologische Tatsachen konstruiert. Im 18. und 19. Jahrhundert kam dann mit der Entwicklung der modernen Wissenschaften ein neues Klassifizierungsdenken hinzu. Menschen wurden in Kategorien eingeteilt und auf einer Zivilisationsskala verortet – mit der weissen Rasse an der Spitze.

Wann hat die Wissenschaft erkannt und belegt, dass es keine biologischen Rassen gibt?

Rassistische Theorien blieben nie unwidersprochen – Intellektuelle wie Franz Boas traten einflussreichen Vertretern wie Louis Agassiz entschieden entgegen. Dennoch galten sie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts in weiten Teilen der Wissenschaft als legitim, auch in Ländern ohne Kolonialgeschichte wie der Schweiz oder Schweden. Der Holocaust markierte eine klare Zäsur: Nach 1945 wurde die Ablehnung solcher Theorien schrittweise zum wissenschaftlichen und politischen Konsens – auch wenn Rassenforschung, wie der Historiker Pascal Germann zeigt, insbesondere in der Schweiz noch mindestens ein Jahrzehnt fortgeführt wurde.

Wenn es keine biologischen Rassen gibt, wie kann Rassismus dann fortbestehen?

Rassismus ist das historische Erbe einer langen Geschichte von Konstruktionen, Zuschreibungen und Machtverhältnissen. Die Kolonisierung hat rassistische Denkmuster gegenüber kolonisierten Bevölkerungen tief verankert. Aber, wie

«Was ich mit Sorge beobachte, ist, dass wir gegenwärtig eher einen Rückschritt als einen Fortschritt erleben.»

der politische Philosoph Frantz Fanon treffend formuliert hat, wurden auch die Europäer selbst von diesem Denken kolonisiert.

Wie ist das zu verstehen?

Fanon meint damit, dass rassistisches Denken nicht nur die Kolonisierten betraf, sondern auch die Kolonisatoren selbst prägte und verformte – ihr Weltbild, ihr Selbstverständnis und ihre Wahrnehmung anderer Menschen. Dieses Denken verschwand nicht mit dem formalen Ende der Kolonialherrschaft. Stereotype, Bilder und Zuschreibungen, die über Jahrhunderte entstanden sind, leben in kulturellen Mustern fort – auch wenn ihre angebliche biologische Grundlage längst widerlegt ist. Deshalb spricht man heute von strukturellem Rassismus: Er braucht keine explizite rassistische Ideologie, um zu wirken. Er ist in Institutionen, Normen und kollektiven Vorstellungen eingeschrieben – unsichtbar, aber wirksam.

Spielt dabei auch eine Rolle, dass der Kolonialismus nie wirklich aufgearbeitet wurde?

Sicherlich. Und in der Schweiz gilt das in besonderem Masse. Lange Zeit hat sich die Schweiz aufgrund ihrer Geschichte als ausserhalb der Kolonialgeschichte stehend betrachtet – Kolonialismus und Rassismus wurden als nicht relevant für die eigene Gesellschaft angesehen. Dieses Selbstbild ist inzwischen, und auch in der Geschichtswissenschaft, gründlich revidiert worden. In der breiteren Öffentlichkeit besteht hier jedoch noch erheblicher Aufholbedarf.

Welche konkreten Massnahmen könnten helfen, Rassismus zu überwinden?

Erstens halte ich eine systematische Beobachtung und Dokumentation rassistischer Vorfälle für unerlässlich – nur was erfasst und analysiert wird, kann auch bekämpft werden. Zweitens ist der Kampf gegen wirtschaftliche Ungleichheiten zentral, da diese strukturellen Rassismus oft erst ermöglichen und perpetuieren. Drittens – und das erscheint mir grundlegend – braucht es mehr Räume, in denen alle gesellschaftlichen Gruppen, die von Rassifizierung betroffen sind, tatsächlich gehört werden. Der öffentliche Raum, einschliesslich medialer Plattformen und politischer Diskurse, ist nach wie vor sehr ungleich verteilt. Daher sind Plattformen wie die Woche gegen Rassismus so wichtig.

An der Fasnacht in Plaffeien gab es einen Wagen mit dem Titel «Meer-Taxi», der ein Flüchtlingsboot darstellte, dahinter gingen verschleierte Frauen. Was halten Sie davon, wenn solche Darstellungen als Satire verstanden werden?

Ich denke, die gesellschaftlichen Sensibilitäten haben sich weiterentwickelt – und das zu Recht. Ich habe an diesem Umzug nicht teilgenommen. Ein solches Ereignis lässt sich jedoch auf zwei Ebenen betrachten. Einerseits zeugt es von einer zunehmenden Akzeptanz stigmatisierender Äusserungen im öffentlichen Raum, vor dem Hintergrund eines Erstarkens der extremen Rechten in den Vereinigten Staaten und in Europa. Andererseits zeigt es die mangelnde Rücksichtnahme gegenüber den betroffenen Personen. Man muss ernsthaft fragen: Was soll ein solcher Witz bewirken? Was steckt dahinter? Und vor allem: Was denken jene Menschen darüber, die durch solche Darstellungen betroffen sind? Das wird viel zu selten gefragt, und das zeigt, dass struktureller Rassismus bestimmte Gruppen daran hindert, sich zu Wort zu melden und zu definieren, was im öffentlichen Raum als legitim gilt. Wenn es darum geht, ob etwas rassistisch ist oder nicht, führen wir die Debatte meist unter uns – ohne diejenigen einzubeziehen, die es direkt betrifft.

Eine Gesellschaft ohne Rassismus – ist das eine Illusion oder ein erreichbares Ziel?

Es ist zumindest ein erstrebenswertes Ziel – und das allein rechtfertigt, es anzustreben. Ob es vollständig erreichbar ist, weiss ich nicht. Was ich mit Sorge beobachte, ist, dass wir gegenwärtig eher einen Rückschritt als einen Fortschritt erleben. Die Tendenzen, die ich sehe, stimmen mich diesbezüglich nicht optimistisch. Ein weiterer Grund, den Kampf gegen Rassismus fortzusetzen.